

M. Agejew
Roman mit Kokain

M. AGEJEW

Roman mit Kokain

Aus dem Russischen übersetzt
von Norma Cassau und Valerie Engler

Nachwort von Karl-Markus Gauß

MANESSE VERLAG
ZÜRICH

DAS GYMNASIUM

I

Einmal, es war Anfang Oktober, war ich, Wadim Maslenikow (damals fünfzehn Jahre alt) frühmorgens ins Gymnasium gegangen und hatte den Umschlag mit dem Geld für das erste Halbjahr vergessen, den Mutter noch am Vorabend ins Esszimmer gelegt hatte. Ich erinnerte mich an diesen Umschlag erst wieder in der Straßenbahn, als die nadelförmig vorüberhuschenden Akazien und Zaunspitzen am Straßenrand durch die Beschleunigung in einen breiten Strom übergangen und das auf meinen Schultern lastende Gewicht meinen Rücken immer fester gegen eine vernickelte Haltestange presste. Meine Vergesslichkeit beunruhigte mich jedoch keineswegs. Das Geld konnte ich auch am nächsten Tag in die Schule mitbringen, zu Hause lag es sicher, denn außer Mutter lebte dort nur die Hausangestellte, meine alte Njanja Stepanida; sie war schon über zwanzig Jahre bei uns, und ihre einzige Schwäche, ja vielleicht auch Leidenschaft, war ihr Geflüster – unaufhörlich und schnalzend, als knackte sie Sonnenblumenkerne. Auf diese Weise führte sie mangels anderer Gesprächspartner endlose Selbstgespräche, gelegentlich auch Streitgespräche, die sie bisweilen mit lauten Ausrufen unterbrach, etwa «So, so!» oder «Das wär ja noch schöner!» oder «Da kannst du lange warten!».

In der Schule war der Umschlag schnell wieder vergessen. An diesem Tag hatte ich meine Lektionen nicht gelernt, was

übrigens keineswegs oft vorkam, und ich musste sie teils in der Pause nachholen, teils sogar, als der Lehrer bereits in der Klasse war, und dieser fiebrige Zustand gespannter Aufmerksamkeit, in dem man sich Dinge so leicht aneignen kann (und sie am nächsten Tag mit derselben Leichtigkeit wieder vergisst), war überaus nützlich, um sich alles Nebensächliche aus dem Gedächtnis zu rütteln.

Als die große Pause begann, als wir alle angesichts des kalten, aber trockenen und sonnigen Wetters auf den Hof hinausgelassen wurden und ich Mutter auf dem unteren Treppenabsatz erblickte, erst da erinnerte ich mich an den Umschlag und verstand, dass sie es sich nicht hatte verkneifen können, ihn mir zu bringen. Mutter stand alleine da, etwas abseits, in ihrem kahl gewordenen Pelz, mit der lächerlichen Haube, unter der einige graue Härchen hervorstanden (sie war damals schon siebenundfünfzig Jahre alt), und spähte hilflos suchend und merklich besorgt – was ihre jämmerliche Erscheinung noch unterstrich – in die vorbeirennende Meute der Gymnasiasten, von denen einige sich lachend nach ihr umdrehten und miteinander tuschelten. Ich war schon dicht bei ihr und wollte unbemerkt vorüber-eilen, aber Mutter entdeckte mich und erstrahlte in einem zärtlichen, aber traurigen Lächeln; sie rief mich, und ich ging zu ihr, obwohl es mir vor den Kameraden schrecklich peinlich war. «Waditschka, mein Junge», sagte sie mit altersdünner Stimme, streckte mir den Umschlag entgegen und berührte mit ihrer gelblichen kleinen Hand ängstlich, als fürchte sie, sich zu verbrennen, einen Knopf meines Mantels. «Junge, du hast das Geld vergessen, ich habe gedacht, bestimmt erschrickt er, also habe ich es dir gebracht.» Nachdem sie das gesagt hatte, schaute sie mich an, als bitte sie um ein Almosen, aber aus Wut über die peinliche Lage,

in die sie mich gebracht hatte, zischte ich hasserfüllt, ihre einfältige Zärtlichkeit sei hier fehl am Platze, und wenn sie es schon nicht habe aushalten können und mir das Geld unbedingt habe bringen müssen, so solle sie es doch gefälligst auch selbst einzahlen gehen. Mutter stand still, hörte schweigend zu, senkte schuldbewusst und kummervoll ihre alten, gütigen Augen, während ich die schon leere Treppe hinunterlief, mühsam die Tür aufdrückte, die geräuschvoll den Wind einsog, und mich noch einmal nach ihr umsah – nicht weil sie mir irgendwie leidgetan hätte, sondern alleine in der Befürchtung, sie könne an diesem unpassenden Ort anfangen zu weinen. Mutter stand noch immer auf dem Treppenabsatz, hatte traurig ihren hässlichen Kopf geneigt und schaute mir nach. Als sie bemerkte, dass ich sie ansah, winkte sie mir mit der Hand, die den Umschlag hielt, so wie man es auf dem Bahnhof tut; diese Bewegung, so jugendlich und munter, offenbarte nur umso mehr, wie alt, abgerissen und erbärmlich sie war.

Auf dem Hof kamen einige Kameraden zu mir; einer von ihnen fragte, wer denn diese Schießbudenfigur im Rock gewesen sei, mit der ich gerade gesprochen hätte. Fröhlich auflachend antwortete ich, es sei eine verarmte Gouvernante gewesen, die mich mit Empfehlungsschreiben aufgesucht habe; wenn gewünscht, könne ich sie einander gerne vorstellen, Bemühungen um sie würden wohl nicht erfolglos bleiben. Als ich das gesagt hatte, fühlte ich auch schon, weniger durch meine Worte als durch das Gelächter, das sie hervorriefen, dass mir das zu weit ging und ich so nicht hätte reden sollen. Als Mutter das Geld eingezahlt hatte und herauskam, ohne jemanden anzusehen, gebeugt, als bemühte sie sich, noch kleiner zu werden, und so schnell sie nur konnte auf ihren klappernden, abgelaufenen und völlig

schiefen Absätzen den kleinen asphaltierten Weg zum Tor ging, da fühlte ich, dass sie mir im Herzen leidtat.

Dieser Schmerz, der im ersten Moment so heftig in mir brannte, hielt allerdings nicht lange an, wobei sein deutliches Versiegen, also meine völlige Heilung von diesem Gefühl, in zwei Phasen vor sich ging: Als ich von der Schule nach Hause kam, in die Diele trat und durch den engen Flur unserer ärmlichen, elend nach Essen riechenden Wohnung in mein Zimmer ging, da schmerzte das Gefühl zwar nicht mehr, aber ich erinnerte mich noch, wie quälend es vor kaum einer Stunde gewesen war; als ich dann aber das Esszimmer betrat, mich an den Tisch setzte und Mutter, mir gegenüber, die Suppe austeilte, da fühlte ich nicht nur kein Mitleid mehr, sondern schien es mir unvorstellbar, dass es mich irgendwann einmal hatte beunruhigen können.

Kaum fühlte ich mich etwas erleichtert, versetzte mich eine Flut boshafter Gedanken in Aufregung. Hätte eine so greise Alte nicht begreifen müssen, dass ihr Aufzug mich blamierte, dass es völlig überflüssig gewesen war, mit dem Umschlag in die Schule zu trotten, und sie mich damit zur Lüge gezwungen und der Möglichkeit beraubt hatte, Kameraden nach Hause einzuladen? Ich schaute zu, wie sie ihre Suppe aß, wie sie mit zittriger Hand den Löffel hob, wobei die Hälfte wieder zurück in den Teller tropfte, blickte auf ihre gelblichen Wangen, ihre von der heißen Suppe gerötete Nase, sah, wie sie mit ihrer weißlichen Zunge nach jedem Löffel das Fett ableckte, und hasste sie glühend und abgrundtief. Als Mutter meinen Blick auf sich gerichtet spürte, schaute sie mich wie immer zärtlich mit ihren verlassenden braunen Augen an, legte den Löffel zur Seite und fragte, als fühle sie sich durch diesen Blick genötigt, irgendetwas zu sagen: «Schmeckt's?» Sie sprach mit verstellter

Stimme, wie mit einem Kind, und nickte dabei fragend und mich ermuntern wollend mit ihrem grauen Kopf. «Smeckt», äffte ich sie nach, weder bejahend noch verneinend. Ich sagte dieses «smeckt» mit einer angewiderten Grimasse, als müsste ich mich übergeben, und unsere Blicke – meiner kalt und hasserfüllt, ihrer warm, offenherzig und voller Liebe – trafen sich und flossen ineinander. So saßen wir lange; ich sah genau, wie der Blick ihrer gütigen Augen sich eintrübte, dann einen ungläubigen und schließlich traurigen Ausdruck annahm – aber je deutlicher mir wurde, dass ich gesiegt hatte, desto weniger spürte und verstand ich meinen Hass auf diesen liebenden, betagten Menschen – der Hass, durch dessen Kraft ich diesen Sieg errungen hatte. Vermutlich hielt ich darum ihrem Blick nicht länger stand, senkte als Erster die Augen, nahm den Löffel und begann zu essen. Als ich, innerlich versöhnt, etwas sagen wollte, irgendetwas Unbedeutendes, hob ich den Kopf – doch die Worte blieben mir im Hals stecken, und ich sprang unwillkürlich auf. Mutters Hand, die den Suppenlöffel hielt, lag auf der Tischdecke. Mit der anderen stützte sie den Kopf, den Ellenbogen auf dem Tisch. Ihre schmalen Lippen waren nach oben gezogen und verzerrten das Gesicht. Aus den braunen Höhlen der geschlossenen, fächerartig mit Falten überzogenen Augen flossen Tränen. Wie schutzlos das kleine, gelbe, alte Köpfchen in diesem Augenblick aussah, so voll sanften und kummervollen Kummers; es lag so viel Hoffnungslosigkeit in diesem Anblick, weil niemand in diesem abstoßenden Alter ihrer mehr bedurfte, sodass ich, die ganze Zeit zu ihr hinüberschielend, mit verdächtig ungehaltenem Ton sagte: «Na, was denn, nun hör schon auf, es gibt ja keinen Grund», und gerade «Mamotschka» hinzufügen, vielleicht sogar zu ihr gehen und ihr einen Kuss geben wollte, als von draußen,

vom Flur, die Njanja hereinkam, auf einem Filzstiefel balancierend und mit dem anderen die Tür aufstoßend, um den nächsten Gang zu bringen. Ich weiß nicht, für wen und wozu, jedenfalls schlug ich da mit der Faust auf den Teller und war nun angesichts der schmerzenden Hand und der über die Hose verschütteten Suppe vollends von meinem Recht überzeugt, was der erschreckte Aufschrei der Njanja auf seltsame Weise noch zu bekräftigen schien – drohend und fluchend lief ich in mein Zimmer.

Kurz darauf zog Mutter sich an, ging aus dem Haus und kehrte erst gegen Abend zurück. Als ich hörte, wie sie von der Diele auf klappernden Absätzen den Flur entlang direkt zu meiner Tür kam, wie sie anklopfte und «Darf ich?» fragte, da stürzte ich zum Schreibtisch, nahm mit dem Rücken zur Tür Platz, schlug eilig ein Buch auf und sagte gelangweilt: «Komm rein.» Mutter durchquerte den Raum und näherte sich mir unschlüssig von der Seite; ich tat, als sei ich in das Buch vertieft, sah aber, dass sie noch immer ihren Pelzmantel und die lächerliche schwarze Haube trug. Sie zog die Hand unterm Mantel hervor und legte zwei Fünfrubelscheine auf den Tisch, die so zerknittert waren, als wollten sie sich vor Scham klein machen. Sie streichelte mit ihrer krummen Hand über die meine und sagte leise: «Sei mir nicht böse, mein Sohn. Du bist doch ein guter Junge. Ich weiß das.» Sie strich mir übers Haar, hielt einen Moment nachdenklich inne, als wollte sie noch etwas sagen, ging dann aber ohne ein weiteres Wort auf Zehenspitzen hinaus und schloss leise die Tür hinter sich.

Bald darauf erkrankte ich. Die geschäftige Unbeschwertheit des Arztes tröstete mich jedoch über meinen ersten, durchaus gehörigen Schrecken hinweg. Seine Adresse hatte ich willkürlich aus den Anzeigen der Venerologen herausgesucht, die in der Zeitung beinahe eine ganze Seite füllten. Er untersuchte mich und riss, genau wie unser Russischlehrer, wenn er unerwartet eine gute Antwort von einem schlechten Schüler erhielt, in respektvoller Verwunderung die Augen auf. Dann klopfte er mir auf die Schulter und fügte hinzu, nicht tröstend – das hätte mir missfallen –, sondern ruhig, im Vertrauen auf seine Fähigkeiten: «Grämen Sie sich nicht, junger Mann, in einem Monat werden wir das gerichtet haben.»

Er wusch sich die Hände, schrieb die Rezepte und gab mir die nötigen Hinweise – ohne den Rubel zu beachten, den ich ihm linkisch schief hingeworfen hatte und dessen immer schnelleres Klimpern schließlich gleichsam in einen Trommelwirbel übergang, ehe die Münze auf dem Glastisch zur Ruhe kam. Dann entließ mich der Arzt, genüsslich in der Nase bohrend und nicht ohne mich dabei mit düsterer Besorgtheit, die so gar nicht zu ihm passen wollte, darauf hinzuweisen, dass meine schnelle Heilung, wie meine Heilung überhaupt, ganz und gar von der Regelmäßigkeit meiner Besuche abhinge und dass es das Beste wäre, wenn ich ihn täglich besuchte.

Obwohl ich in den nächsten Tagen begriff, dass die täglichen Besuche durchaus nicht notwendig und vonseiten des Arztes nur eine gängige Methode waren, das Klimpern meines Rubels häufiger in seiner Praxis zu hören, ging ich trotzdem jeden Tag zu ihm, ging hin, einfach weil es mir Befriedigung verschaffte. In diesem kurzbeinigen, dicken Mann, in seinem saftigen Bass, der klang, als hätte er gerade etwas Gutes gegessen, in den Falten seines fetten Halses, die an übereinandergestapelte Fahrradreifen erinnerten, in seinen fröhlichen und verschlagenen kleinen Augen, überhaupt in seinem ganzen Umgang mit mir war etwas scherzhaft Prahlerisches, Wohlwollendes, und dazu noch etwas schwer Fassbares, das mir aber angenehm schmeichelte. Er war der erste schon ältere, also «große» Mensch, der mich von jener Seite sah und verstand, von der ich mich damals zeigen wollte. Ich ging täglich zu ihm, nicht um seinetwillen, nicht wie zu einem Arzt, sondern wie zu einem Freund. Anfangs erwartete ich den verabredeten Termin sogar mit Ungeduld und kleidete mich, wie für einen Ball, in eine neue Uniformjacke, eine neue Hose und Lackslipper.

In jenen Tagen, als ich danach strebte, mir einen Ruf als erotisches *Wunderkind** zu erarbeiten, und in der Klasse herumerzählte, woran ich erkrankt war (ich sagte, dass die Krankheit schon überstanden sei, dabei hatte sie gerade erst begonnen), in jenen Tagen, als ich kein bisschen Zweifel daran hatte, dass ich in den Augen der Umstehenden durchaus an Ansehen gewinnen würde, wenn ich davon erzählte – in jenen Tagen also beging ich diese fürchterliche Missetat, deren Folge ein zerstörtes Menschenleben war und vielleicht sogar der Tod.

* Kursivierung mit Asterisk im Original deutsch (so auch im Folgenden).

Nach zwei Wochen, als die äußerlichen Symptome der Krankheit abgeklungen waren, ich aber sehr genau wusste, dass ich noch immer krank war, ging ich hinaus und wollte spazieren gehen oder ins Kino. Es war Abend, Mitte November – eine wunderbare Zeit. Der erste flauschige Schnee sank langsam auf Moskau herab, wie Marmorsplitter in tiefblauem Wasser. Die Dächer der Häuser und die Blumenrabatten der Boulevards waren zu himmelblauen Segeln aufgebläht. Die Hufe klapperten nicht, die Räder ratterten nicht, und das Klingeln der Straßenbahnen versetzte die verstummte Stadt in frühlinghafte Aufregung. In der Gasse, in der ich ging, holte ich ein vor mir laufendes Mädchen ein. Ich holte sie nicht ein, weil ich es wollte, sondern weil ich schneller ging als sie. Als ich auf gleicher Höhe war und sie überholen wollte, stolperte ich im tiefen Schnee; da schaute sie sich um, unsere Blicke trafen sich, und unsere Augen lächelten. An einem solch aufregenden Moskauer Abend, wenn der erste Schnee fällt, wenn die Wangen preiselbeerrot sind und die Leitungen am Himmel hängen wie silbergraue Tuae, wo soll man an einem solchen Abend die Kraft und Trübseligkeit hernehmen, einfach wortlos weiterzugehen, um einander nie wiederzusehen?

Ich fragte, wie sie heiße und wohin sie gehe. Sie hieß Sinotschka und ging «nirgendwohin», sondern «nur so». An der Ecke, zu der wir kamen, stand ein rassiges Pferd. Der Schlitten ragte hoch wie ein nach oben hin ausladendes Schnapsgläschen, das mächtige Tier war mit einer weißen Schabracke bedeckt. Ich schlug vor, damit spazieren zu fahren, und Sinotschka strahlte mich mit ihren Äuglein an, die Lippen wie ein Knöpfchen, kindlich immer wieder – ja, ja! – mit dem Kopf nickend. Der Kutscher saß seitlich zu uns, versunken im Vorderteil des Schlittens, das wie ein

Fragezeichen gebogen war. Aber als wir uns ihm näherten, wurde er ein wenig wacher und stieß dann, uns mit den Augen folgend, als visierte er eine bewegliche Zielscheibe an, mit heiserer Stimme hervor: «Bitt' schön, bitt' schön, ich fahre Sie spazieren.» Als er sah, dass seine Worte getroffen hatten und er die Beute nur noch einsammeln musste, stieg er vom Schlitten – ohne Beine, grün und mächtig-monumental, mit weißen Handschuhen, so groß wie ein Kindskopf, und einem flachen Zylinder mit einer Schnalle, wie Onegin¹ –, kam zu uns und fügte hinzu: «Sie wünschen mit der Feurigen zu fahren, Euer Wohlgeboren.»

Nun begann die Tortur. Bis zum Petrowskij-Park² und zurück in die Stadt verlangte er zehn Rubel, und obwohl «Euer Wohlgeboren» nur fünf Rubel und fünfzig Kopeken in der Tasche hatte, hätte ich nicht weiter darüber nachgedacht und wäre eingestiegen, denn in jenen Jahren war ich der Auffassung, dass jede Gaunerei eine kleinere Schande war, als in der Gegenwart einer Dame mit einem Kutscher verhandeln zu müssen. Aber Sinotschka rettete die Situation. Sie blickte empört und erklärte entschieden, dass der Preis ja wohl unerhört sei und ich es nicht wagen sollte, ihm mehr als einen Grünen³ zu geben. Dabei hielt sie mich an der Hand und zog mich fort. Sie zog mich weiter, aber ich sträubte mich beim Gehen ein wenig, als würde ich durch meinen Widerstand die ganze Peinlichkeit unserer Lage von mir auf Sinotschka übertragen. Es sah so aus, als könnte ich nichts dafür, denn ich wäre selbstverständlich bereit gewesen, jeden beliebigen Preis zu zahlen.

Als wir ungefähr zwanzig Schritte gegangen waren, lugte Sinotschka mir mit diebischer Umsichtigkeit über die Schulter, und als sie sah, dass dem Pferd eilig die Decke abgenommen wurde, unterdrückte sie einen Freudenschrei, kam nah

an mich heran, stellte sich vor mich auf die Zehenspitzen und flüsterte begeistert: «Er ist einverstanden, er ist einverstanden (sie klatschte lautlos in die Hände), gleich kommt er. Sehen Sie, wie klug ich bin (die ganze Zeit bemüht, mir in die Augen zu schauen), sehen Sie, nicht wahr, jawohl!»

Dieses «jawohl!» klang mir sehr angenehm in den Ohren. Es sah so aus, als wäre ich ein eleganter Schwärmer, reich und verschwenderisch, während sie, das unglückliche und bettelarme Mädchen, mich bremste, zu viel auszugeben – natürlich nicht, weil diese Ausgaben meine Möglichkeiten überstiegen, sondern einzig, weil sie, die Unglückliche, im engen Horizont ihrer Armut nicht begreifen konnte, wie solche Verschwendungen überhaupt möglich waren.

Bei der nächsten Kreuzung holte der Fahrer uns ein, glitt an uns vorbei, bremste das ziehende Pferd ab, indem er die Zügel wie ein Steuerrad von rechts nach links zog und sich auf den Schlitten zurücklehnte, und hakte die Zudecke ab. Ich setzte Sinotschka hinein und ging langsam, obwohl mir nach Rennen zumute war, auf die andere Seite, kletterte auf den hohen und schmalen Sitz, und nachdem ich die straffe samtene Schlaufe wieder an den Metallstift gehakt, meinen Arm um Sinotschka gelegt sowie kräftig am Mützenschirm gezogen hatte, als wollte ich mich prügeln, sagte ich stolz: «Fahr zu!»

Es ertönte ein gelangweiltes Kussgeräusch, das Pferd zog kurz an, der Schlitten setzte sich langsam in Bewegung, und ich fühlte schon, wie in mir alles erbebte ob des dreisten Kutschers. Als wir aber nach zwei Ecken die Tverskaja-Jamskaja⁴ erreicht hatten, nahm der Fahrer mit einem Mal die Zügel auf und rief «Heeepp», wobei das scharfe und stählerne «e» gellend aufstieg, bis es an der weichen Grenze zum «p» anstieß und nicht mehr weiterkam. Der Schlitten

ruckte kräftig an, wir flogen mit angezogenen Knien nach hinten und sogleich wieder vor, mit dem Gesicht in die gepolsterte Rückseite. Da eilte uns schon die ganze Straße entgegen, nasse Taue von Schnee peitschten schmerzhaft über Wangen und Augen, nur kurz vernahmen wir die uns entgegenkommenden Straßenbahnen, und wieder «Hepp, hepp!», diesmal scharf und abrupt, wie eine Peitsche, und dann mit freudig boshaftem Geblöke – «Hüa!», und schwarze Blitze von entgegenkommenden Schlitten, wir in quälender Erwartung der Deichsel in unseren Visagen, und tschock tschock tschock klang der von den Hufen an das metallene Vorderteil geworfene Schnee, und es bebte der Schlitten, es bebten unsere Herzen. «Ach, wie schön», flüsterte im nassen, peitschenden Schnee neben mir ein kindliches, begeistertes Stimmchen, «ach, wie wundervoll, wie wundervoll.» Ich fand es auch wundervoll. Aber wie immer wehrte ich mich mit ganzer Kraft gegen die in mir aufkeimende Begeisterung.

Als wir am Jar⁵ vorbeigeschossen waren und das Dach der Straßenbahnhaltestelle sowie das mit Brettern vernagelte Konditorhäuschen sichtbar wurden, lehnte sich der Kutscher auf der Allee zum Rondell mit dem Rücken zu uns, brachte mühsam das Pferd zum Stehen, wobei er abgehackt mit sanfter Frauenstimme flötete: «Brr, brr, brr ...». Im Schritt fuhren wir die Allee entlang, es hörte augenblicklich auf zu schneien, nur um eine einsame gelbe Laterne flog sacht, ohne zu fallen, etwas Schnee herum, als würde dort ein Federbett ausgeschüttelt. Hinter der Laterne in der schwarzen Luft stand ein Schild auf Pfosten, daneben hing, schief ans Holz genagelt, eine Faust mit ausgestrecktem Zeigefinger, mit Manschette und einem Stück Ärmel. Auf dem Finger spazierte eine Krähe und vertreute Schnee.

Ich fragte Sinotschka, ob ihr nicht kalt sei. «Ich fühle mich wundervoll», sagte sie, «wirklich, es ist wundervoll, nicht? Da, nehmen Sie, wärmen Sie mir die Hände.» Ich löste meinen in der Schulter elend schmerzenden Arm von ihrer Taille. Von meinem Mützenschirm tropfte es auf die Wange und in den Kragen, unsere Gesichter waren nass, Kinn und Wangen hatte es so eisig zusammengezogen, dass das Gesicht beim Sprechen starr blieb, Brauen und Wimpern waren zu Eiszapfen verklebt, eine knirschende Kruste bedeckte Schultern, Ärmel, Oberkörper und Decke, Dampf stieg von dem Pferd und von uns auf, als kochte es in uns, und Sinotschkas Wangen sahen schon aus, als hätte man sie mit roter Apfelschale beklebt. Auf dem öden runden Platz war alles weiß und tiefblau. In diesem Weiß und Tiefblau, in ihrem Naphthalinfunkeln, in dieser unbeweglichen Ruhe, gleich der eines Zimmers, erkannte ich meinen Überdruß. Mir fiel ein, dass wir in wenigen Minuten in der Stadt sein, aus dem Schlitten aussteigen würden, ich nach Hause gehen, mich mit einer gemeinen Krankheit herumschlagen und am nächsten Morgen bei Dunkelheit aufstehen müsste; und ich fand alles gar nicht mehr «wundervoll».

Das war merkwürdig in meinem Leben: Fühlte ich Glück, so genügte es, daran zu denken, dass es nicht von Dauer war – da endete es auch schon. Das Glücksgefühl endete nicht, weil die äußeren Umstände, die dieses Glück begünstigten, verschwanden, sondern allein kraft der Erkenntnis, dass diese äußeren Umstände überaus bald und unbedingt verschwinden würden. Kaum war mir diese Erkenntnis gekommen, war der Glücksmoment vorbei – aber die äußeren Umstände des Glücks waren noch nicht verschwunden, sie existierten weiterhin, nur ärgerten sie mich jetzt. Als wir vom Rondell zurück auf die Chaussee fuhren, wünschte ich

mir nur noch eines: schnell in der Stadt zu sein, aus dem Schlitten zu steigen und zu bezahlen.

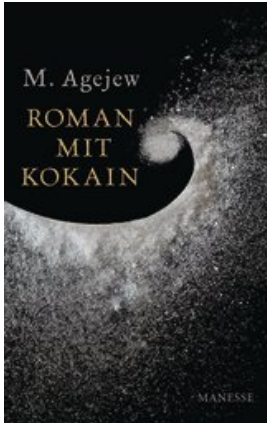
Die Rückfahrt war kalt und langweilig. Als wir aber am Strastnoj⁶ angekommen waren, drehte sich der Fahrer zu uns um und fragte, ob er weiterfahren solle und wohin; da blickte ich fragend zu Sinotschka und fühlte gleich, wie mein Herz auf die mir wohlbekannte Weise stillstand. Sinotschka schaute mir nicht in die Augen, sondern auf meine Lippen, mit diesem rasenden, wahnwitzigen Blick, dessen Sinn mir wohlbekannt war. Vor Glück zitternd, kniete ich mich hin, sagte ich dem Fahrer ins Ohr, er solle uns ins «Winogradow» bringen.

Es wäre ganz unwahr zu sagen, dass mich während der wenigen Minuten, die wir brauchten, um in dieses Etablissement zu fahren, der Gedanke an meine Krankheit und die Tatsache, dass ich im Begriff war, Sinotschka anzustecken, nicht im Geringsten beunruhigt hätten. Ich dachte sogar unentwegt daran und drückte sie eng an mich, aber während ich sinnierte, fürchtete ich nicht die Verantwortung mir selbst gegenüber, sondern die Unannehmlichkeiten, die andere mir wegen einer solchen Missetat bereiten könnten. Und wie fast immer in solchen Fällen hält diese Angst einen nicht davon ab, die Missetat zu begehen, sondern veranlasst einen regelrecht dazu, sie so zu begehen, dass niemand den Schuldigen finden kann.

Als der Schlitten vor dem roten Haus mit den abgedichteten Fenstern hielt, bat ich den Kutscher, auf den Hof zu fahren. Um das Tor zu passieren, musste er den Schlitten erst bis zum Zaun am Straßenrand zurücksetzen – als wir dann aber gleitend und fauchend in der Einfahrt zum Stehen kamen, schrammten wir über den Asphalt, der Schlitten stellte sich quer zum Trottoir, und in den wenigen Sekun-

den, bis das Pferd anzog und uns mit einem Satz in den Hof beförderte, waren zufällig Anwesende um den Schlitten herumgegangen und hatten uns neugierig beäugt. Zwei blieben sogar stehen, was Sinotschka sichtlich beeindruckte. Sie wurde sogleich ablehnend, wirkte fremd, beleidigt, unruhig.

Während Sinotschka aus dem Schlitten stieg und sich in eine dunkle Ecke des Hofes entfernte, bezahlte ich den Kutscher, der hartnäckig einen Zuschlag verlangte, und erinnerte mich dabei mit Unbehagen daran, dass mir nur zwei Rubel fünfzig blieben und mir möglicherweise, sollten die billigen Zimmer schon belegt sein, fünfzig Kopeken fehlen würden. Ich bezahlte also den Kutscher und ging zu Sinotschka – da ahnte ich schon, allein wegen der Art, wie sie heftig an ihrer Tasche nestelte und empört die Schultern zuckte, dass sie sich so, jetzt, nicht vom Fleck rühren würde. Der Kutscher war schon fort, von dem scharf gewendeten Schlitten blieb nur ein glatt gebügelter Kreis. Die beiden Neugierigen, die bei unserer Ankunft stehen geblieben waren, hatten inzwischen den Hof betreten, standen abseits und beobachteten das Geschehen. Ich stellte mich mit dem Rücken zu ihnen, sodass Sinotschka sie nicht sehen konnte, legte meinen Arm um ihre Schultern und nannte sie «Krümelchen», und «Kleine», und «Mädchen», ich sagte ihr Worte, die wohl absolut keinen Sinn hätten, würde man sie nicht mit salbungsvoller Stimme aussprechen, deren Klang ganz von alleine süß wie Sirup wurde. Als ich fühlte, dass sie gleich nachgeben und wieder die alte Sinotschka sein würde – wenn auch nicht die, die mich beim Strastnoj mit schrecklichem Blick (so wollte es mir scheinen) angeschaut hatte, sondern die, die im Park «wundervoll, ach wie wundervoll» gesagt hatte –, begann ich zusammenhanglos und verworren zu erzählen, dass ich in der Tasche ganze hundert



M. Agejew

Roman mit Kokain

Gebundenes Buch, Leinen mit Schutzumschlag, 256 Seiten,
13,5 x 21,5 cm
ISBN: 978-3-7175-2286-7

Manesse

Erscheinungstermin: Oktober 2012

Der moderne Romanklassiker – exklusiv bei Manesse

Der nun erstmals aus dem Russischen übersetzte »Roman mit Kokain« gewährt einen faszinierenden Einblick in die Psyche eines Süchtigen. M. Agejews Stil »von oft proustscher Sensibilität« (Der Spiegel) erzeugt eine fesselnde Abwärtsspirale voller scheinbarer Glücksmomente und tiefer Verzweiflung.

Im von Skandalen und Narzissmus geprägten Umfeld des vorrevolutionären Moskau wächst Wadim bei seiner verwitweten und verwahten Mutter auf. Ihre abgöttische Liebe vermag er auszunutzen und straft sie zugleich mit Hass und Verachtung. Er selbst empfindet nur für Sonja Liebe, doch erkennt er nach und nach eine innere Zerrissenheit, eine Unvereinbarkeit von körperlicher und geistiger Begierde, die ihn in den Wahnsinn treibt und seine Beziehung zu zerstören droht. Wadim verfällt dem Kokain, und es beginnt ein atemberaubender Kreislauf von tosendem Jubel und Bitterkeit. Von Halluzinationen gequält, begreift Wadim, dass es längst um Leben und Tod geht.

M. Agejews »Roman mit Kokain« ist ein dunkel leuchtender Solitär in der russischen Literatur, ein sprachmächtiger und formvollendeter Roman über Liebe und Selbstzerstörung.



Der Titel im Katalog